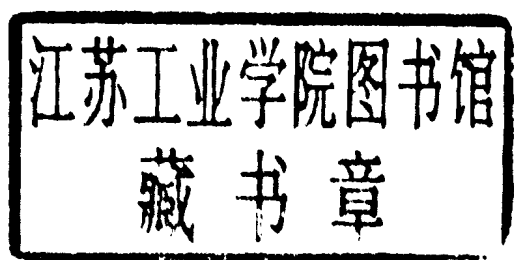


dtv

CHRISTA WOLF
Der geteilte Himmel



dtv



Ende August 1961: In einem kleinen Krankenhauszimmer erwacht Rita Seidel aus ihrer Ohnmacht. Und mit dem Erwachen wird auch die Vergangenheit wieder lebendig. Da ist die Erinnerung an den Betriebsunfall und vor allem die Erinnerung an Manfred Herrfurth. Zwei Jahre sind vergangen, seit sie dem Chemiker in die Stadt folgte, um an seiner Seite und mit ihm gemeinsam ein glückliches Leben zu beginnen. Wann hat die Trennung begonnen? Hat sie die ersten Anzeichen einer Entfremdung übersehen? Denken, Grübeln, Fiebern – Tage und Nächte hindurch! »Ich gebe Dir Nachricht, wenn Du kommen sollst. Ich lebe nur für den Tag, da Du wieder bei mir bist.« Manfred ist von einem Chemikerkongreß in Westberlin nicht zurückgekehrt in dem festen Glauben, daß Rita ihm folgen wird. Sie muß eine Entscheidung treffen, die sie in eine tiefe Krise stürzt.

Christa Wolf wurde am 18. März 1929 als Tochter eines Kaufmanns in Landsberg/Warthe geboren. Sie studierte in Jena und Leipzig Germanistik, arbeitete als Verlagslektorin und lebt heute als freie Schriftstellerin in Berlin. Ihr umfangreiches erzählerisches und essayistisches Werk ist mit zahlreichen nationalen und internationalen Preisen ausgezeichnet worden.

Christa Wolf
Der geteilte Himmel

Erzählung

Deutscher Taschenbuch Verlag

Personen und Handlung sind erfunden.

Für G.

Ungekürzte Ausgabe

Oktober 2001

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

www.dtv.de

© 1973 Christa Wolf (für die Taschenbuchausgabe)

Erstveröffentlichung: Halle/Saale 1963

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: © ullstein bild

Satz: IBV Satz- und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 3-423-08564-9

Die Stadt, kurz vor Herbst noch in Glut getaucht nach dem kühlen Regensommer dieses Jahres, atmete heftiger als sonst. Ihr Atem fuhr als geballter Rauch aus hundert Fabrikschornsteinen in den reinen Himmel, aber dann verließ ihn die Kraft, weiterzuziehen. Die Leute, seit langem an diesen verschleierte Himmel gewöhnt, fanden ihn auf einmal ungewöhnlich und schwer zu ertragen, wie sie überhaupt ihre plötzliche Unrast zuerst an den entlegensten Dingen ausließen. Die Luft legte sich schwer auf sie, und das Wasser – dieses verfluchte Wasser, das nach Chemie stank, seit sie denken konnten – schmeckte ihnen bitter. Aber die Erde trug sie noch und würde sie tragen, solange es sie gab.

Also kehrten wir zu unserer alltäglichen Arbeit zurück, die wir für Augenblicke unterbrochen hatten, der nüchternen Stimme des Radiosprechers lauschend und mehr noch den unhörbaren Stimmen sehr naher Gefahren, die alle tödlich sind in dieser Zeit. Für diesmal waren sie abgewendet. Ein Schatten war über die Stadt gefallen, nun war sie wieder heiß und lebendig, sie gebär und begrub, sie gab Leben und forderte Leben, täglich.

Also nehmen wie unsere Gespräche wieder auf: Über die Hochzeit, ob sie schon zu Weihnachten sein soll oder erst im Frühjahr; über die neuen Kindermäntel zum Winter; über die Krankheit der Frau und den neuen Vorgesetzten im Betrieb. Wer hätte gedacht, daß einem das alles so wichtig ist?

Wir gewöhnen uns wieder, ruhig zu schlafen. Wir leben aus dem vollen, als gäbe es übergenuß von diesem seltsamen Stoff Leben, als könnte er nie zu Ende gehen.

In jenen letzten Augusttagen des Jahres 1961 erwacht in einem kleinen Krankenzimmer das Mädchen Rita Seidel. Sie hat nicht geschlafen, sie war ohnmächtig. Wie sie die Augen aufschlägt, ist es Abend, und die saubere weiße Wand, auf die sie zuerst sieht, ist nur noch wenig hell. Hier ist sie zum ersten Mal, aber sie weiß gleich wieder, was mit ihr, heute und vorher, geschehen ist. Sie kommt von weit her. Sie hat noch undeutlich ein Gefühl von großer Weite, auch Tiefe. Aber man steigt rasend schnell aus der unendlichen Finsternis in die sehr begrenzte Helligkeit. Ach ja, die Stadt. Enger noch: das Werk, die Montagehalle. Jener Punkt auf den Schienen, wo ich umkippte. Also hat irgendeiner die beiden Waggonen noch angehalten, die da von rechts und links auf mich zukamen. Die zielten genau auf mich. Das war das Letzte.

Die Krankenschwester tritt an das Bett, sie hat beobachtet, wie das Mädchen wach geworden ist und sich mit eigentümlich stillen Augen im Zimmer umsieht, sie spricht sie leise und freundlich an. »Sie sind gesund«, sagt sie munter. Da dreht Rita das Gesicht zur Wand und beginnt zu weinen, hört auch die Nacht über nicht mehr auf, und als morgens der Arzt nach ihr sieht, ist sie nicht fähig, zu antworten.

Aber der Arzt braucht nicht zu fragen, er weiß ja alles, es steht auf dem Unfallblatt. Diese Rita Seidel, eine Studentin, arbeitet nur während der Ferien im Betrieb. Sie ist manches nicht gewohnt, zum Beispiel die Hitze in den Waggonen nicht, wenn sie aus der Trockenzelle kommen. Sowieso ist es verboten, bei hohen Temperaturen im Wagen zu arbeiten, aber niemand kann bestreiten, daß die Arbeit drängt. Die Werkzeugkiste ist schwer, sechzig bis siebzig Pfund, sie hat sie noch bis zu den Schienen geschleppt, wo gerade rangiert wurde, und dann kippte sie um – kein Wunder, zart wie sie ist. Nun heult sie, auch das kennen wir.

»Der Schock«, sagt der Arzt und verschreibt Beruhigungsspritzen. Nach Tagen allerdings, als Rita immer noch nicht verträgt, daß man sie anspricht, wird er unsicher. Er denkt, wie gerne er den Kerl unter die Finger kriegen möchte, der dieses hübsche und empfindsame Mädchen so weit gebracht hat. Für ihn steht fest, daß nur Liebe ein junges Ding so krank machen kann.

Ritas Mutter, von ihrem Dorf herbeigerufen und hilflos vor dem fremden Zustand der Tochter, kann keine Auskunft geben. »Das Lernen«, sagt sie. »Ich hab mir gleich gedacht, sie hält es nicht aus.« Ein Mann? Nicht, daß sie wüßte. Der frühere, ein Chemiedoktor, ist doch schon ein halbes Jahr weg. Weg? fragt der Arzt. Nun ja: Abgehauen, Sie verstehen.

Das Mädchen Rita bekommt Blumen: Asters, Dahlien, Gladiolen – bunte Tupfer im bleichen Krankenhaustag. Niemand darf zu ihr, bis sich eines Abends ein Mann mit einem Rosenstrauß nicht abweisen läßt. Der Arzt gibt nach. Hier kann vielleicht ein Reuebesuch den ganzen Kummer auf einmal heilen. Ein kurzes Gespräch unter seiner Aufsicht. Aber da kommt nichts von Liebe, auch nichts von Verzeihen, so etwas merkt man doch, und wäre es an den Blicken. Von irgendwelchen Waggonen ist die Rede, was nun jetzt weiß Gott nicht wichtig ist, und nach fünf Minuten artiger Abschied. Der Arzt erfährt, daß dies der junge Betriebsleiter vom Waggonwerk war, und nennt sich selber einen Trottel. Aber er wird das Gefühl nicht los, daß dieser junge Mann mehr von der Patientin Rita Seidel weiß als die Mutter, mehr als er selbst, der Arzt, und als jeder der Besucher, die nun zahlreich kommen: Zuerst die Tischler aus der Brigade Ermisch, abwechselnd alle zwölf, dann eine blonde, zierliche kleine Friseurin, Ritas Freundin, nach den Ferien Studenten aus dem Lehrerseminar und hin und wieder auch Mädchen aus Ritas Dorf. Es kann für ausgeschlossen gelten, daß die Patientin einsam gewesen ist.

Die da zu ihr kommen, haben sie alle gern. Sie sprechen

behutsam mit ihr und tasten mit Blicken ihr Gesicht ab, das blaß und müde, aber nicht mehr trostlos ist. Sie weint jetzt seltener, meistens abends. Sie wird der Tränen Herr werden und, weil es ihr fernliegt, ihr Leid zu hätscheln, auch der Verzweiflung.

Sie sagt niemandem, daß sie Angst hat, die Augen zuzumachen. Sie sieht immer noch die beiden Waggon, grün und schwarz und sehr groß. Wenn die angeschoben sind, laufen sie auf den Schienen weiter, das ist ein Gesetz, und dazu sind sie gemacht. Sie funktionieren. Und wo sie sich treffen werden, da liegt sie. Da liege ich.

Dann weint sie wieder.

Sanatorium, sagt der Arzt. Sie will nichts erzählen. Soll sie sich ausweinen, soll sie zur Ruhe kommen, soll Gras über alles wachsen. Sie könnte mit der Bahn fahren, soweit ist sie schon wieder, aber der Betrieb schickt ein Auto.

Ehe sie abfährt, bedankt sie sich beim Arzt und bei den Schwestern. Alle sind ihr wohlgesinnt, und wenn sie nichts erzählen will, ist das ihre Sache. Alles Gute.

Ihre Geschichte ist banal, denkt sie, in manchem auch beschämend. Übrigens liegt sie hinter ihr. Was noch zu bewältigen wäre, ist dieses aufdringliche Gefühl: Die zielen genau auf mich.

2

Als er damals vor zwei Jahren in unser Dorf kam, fiel er mir sofort auf. Manfred Herrfurth. Er wohnte bei einer Verwandten, die vor niemandem Geheimnisse hatte. Da wußte ich bald so gut wie jeder andere, daß der junge Mann ein studierter Chemiker war und daß er sich im Dorf erholen wollte. Von seiner Doktorarbeit, unter der dann stand: »Mit Auszeichnung«. Ich hab's selbst gesehen. Aber das kommt später.

Wenn Rita, die mit Mutter und Tante in einem winzigen

Häuschen am Waldrand lebte, früh ihr Rad bergauf bis zur Chaussee schob, stand der Chemiker halbnackt bei der Pumpe hinter dem Haus seiner Kusine und ließ sich das kalte Wasser über Brust und Rücken laufen. Rita sah prüfend zu dem blauen Himmel hoch, in das klare Morgenlicht, ob es angetan war, einem überarbeiteten Kopf Entspannung zu geben.

Sie war zufrieden mit ihrem Dorf: Rotdachige Häuser in kleinen Gruppen, dazu Wald und Wiese und Feld und Himmel in dem richtigen Gleichgewicht, wie man sich's kaum ausdenken könnte. Abends führte aus dem dunklen Kreisstadtbüro eine schnurgerade Straße mitten in den untergehenden Sonnenball, und rechts und links von dieser Straße lagen die Ortschaften. Wo der Pfad in ihr eigenes Dorf abzweigte, stand dieser Chemiker an der einzigen windzerrupften Weide weit und breit und hielt seine kurzen Haarstoppeln in den lauen Abendwind. Die gleiche Sehnsucht trieb sie in ihr Dorf und ihn an diese Chaussee, die zur Autobahn und, wenn man will, zu allen Straßen der Welt führte.

Wenn er sie kommen sah, nahm er seine Brille ab und begann sie sorgfältig mit einem Zipfel seines Hemdes zu putzen. Später sah sie ihn langsam auf den blauschimmernden Wald zugehen, eine große, etwas dürre Gestalt mit zu langen Armen und einem schmalen, harten Jungenskopf. Dem möchte man mal seinen Hochmut austreiben. Den möchte man mal sehen, wie er wirklich ist. Das prickelt sie. Gern, sehr gern, zu gerne möchte man das.

Aber Sonntag abends im Gasthaussaal fand sie, daß er älter und härter aussah, als sie gedacht hatte, und ihr sank wieder der Mut. Den ganzen Abend sah er zu, wie die Jungen aus dem Dorf sie herumschwenkten. Der allerletzte Tanz begann, man öffnete schon die Fenster, und frische Luftschleusen zerteilten den Rauchvorhang über den Köpfen der Nüchternen und Betrunkenen. Jetzt endlich trat er zu ihr und führte sie in die Mitte. Er tanzte

gut, aber unbeteiligt, er sah sich nach anderen Mädchen um und machte Bemerkungen über sie.

Sie wußte, am nächsten Tag fuhr er in aller Frühe zurück in die Stadt. Sie wußte, er kriegt es fertig, nichts zu sagen, nichts zu tun, er ist so. Ihr Herz zog sich zusammen vor Zorn und Angst. Plötzlich sagte sie in seine spöttischen und gelangweilten Augen hinein: »Ist das schwer, so zu werden, wie Sie sind?«

Er kniff bloß die Augen zusammen.

Wortlos ergriff er ihren Arm und führte sie hinaus. Schweigend gingen sie die Dorfstraße hinunter. Rita brach eine Dahlienblüte ab, die über einen Zaun hing. Eine Sternschnuppe fiel, aber sie wünschte sich nichts. Wie wird er es anstellen, dachte sie.

Da standen sie schon an der Gartenpforte, langsam ging sie die wenigen Schritte bis zu ihrer Haustür – ach, wie stieg ihre Angst bei jedem Schritt! –, schon legte sie die Hand auf die Klinke (die war eiskalt und fühllos wie ein ganzes einsames Leben), da sagte er in ihrem Rücken, gelangweilt und spöttisch: »Könnten Sie sich in einen wie mich verlieben?«

»Ja«, erwiderte Rita.

Sie hatte keine Angst mehr, nicht die mindeste. Sie sah sein Gesicht als helleren Fleck in der Dunkelheit, und genauso mußte er das ihre sehen. Die Klinke wurde warm von ihrer Hand, die eine Minute, die sie noch so dastanden. Dann räusperte er sich leise und ging. Rita blieb ganz ruhig an der Tür stehen, bis sein Schritt nicht mehr zu hören war.

Nachts lag sie ohne Schlaf, und am Morgen begann sie auf seinen Brief zu warten, staunend über diese Wendung der Dinge, aber nicht im ungewissen über ihren Ausgang. Der Brief kam eine Woche nach jenem Dorftanz. Der erste Brief ihres ganzen Lebens, nach all den Aktenbriefen im Büro, die sie überhaupt nichts angingen.

»Mein braunes Fräulein«, nannte Manfred sie. Er beschrieb ihr ausführlich und voller Selbstironie, was alles

an ihr braun war, auf wieviel verschiedene Weise, daß es ihn, den doch seit langem nichts mehr an einem Mädchen überraschte, von Anfang an verwundert hatte.

Rita, neunzehn Jahre alt und oft genug mit sich selbst uneinig, weil sie sich nicht verlieben konnte wie andere Mädchen, mußte nicht erst lernen, einen solchen Brief zu lesen. Auf einmal zeigte sich: Die ganzen neunzehn Jahre, Wünsche, Taten, Gedanken, Träume, waren zu nichts anderem dagewesen, als sie gerade für diesen Augenblick, gerade auf diesen Brief vorzubereiten. Plötzlich war da eine Menge von Erfahrung, die sie gar nicht selbst gesammelt hatte. Wie jedes Mädchen war sie sicher, daß vor ihr keine und keine nach ihr gefühlt hatte und fühlen konnte, was sie jetzt empfand.

Sie trat vor den Spiegel. Sie war rot bis an die braunen Haarwurzeln, gleichzeitig lächelte sie, auf neue Weise bescheiden, auf neue Weise überlegen.

Sie wußte, es war genug an ihr, was ihm gefiel und immer gefallen würde.

3

Rita weiß seit ihrem fünften Jahr, daß man immer auf eine plötzliche Veränderung des ganzen Lebens gefaßt sein muß. Dunkel erinnert sie sich an ihre frühe Kindheit in einem blaugrünen hügligen Land, an das Auge des Vaters mit dem eingeklemmten Vergrößerungsglas, an den feinen Pinsel in seiner Hand, der flink und genau winzig kleine Muster auf Mokkatassen malte, aus denen Rita niemals einen Menschen trinken sah.

Ihre erste große Reise fiel fast genau mit dem Ende des Krieges zusammen und führte sie inmitten trauriger, wütender Menschen für immer fort aus den böhmischen Wäldern. Die Mutter wußte eine Schwester des Vaters in einem mitteldeutschen Dorf. An ihre Tür klopfen sie

eines Abends wie Schiffbrüchige. Sie fanden Einlaß, Bett und Tisch, ein enges Zimmer für die Mutter, eine weißgetünchte Kammer für Rita. Und sooft die Mutter in der ersten Zeit sagte: Hier bleib ich nicht, nie und nimmer! – sie blieben, an die allgemeine Not und an die unsinnige Hoffnung gefesselt, eines Tages werde doch eine Nachricht vom Vater, der an der Front vermißt war, dieses sichere kleine Haus erreichen.

Wie die Hoffnung schwand und an ihre Stelle Trauer trat, dann schmerzende Erinnerung, vergingen die Jahre. Rita lernte in diesem Dorf lesen und schreiben, sie lernte die Abzählreime der einheimischen Kinder und die altüberlieferten Mutproben am Bach. Die Tante war trocken und genau, ihr Leben, an dieses Häuschen gekettet, hatte ihr großes Glück und großes Unglück versagt, hatte ihr jeden Funken Sehnsucht ausgesogen und zuletzt sogar den Neid auf andere in ihr getilgt. Sie pochte auf ihr Besitzrecht an den zwei Stuben und der Kammer, aber sie liebte das Kind auf ihre Weise.

Den Platz auf dem Herd und die Liebe des Kindes zu teilen, kostete die Mutter mehr Kraft, als sie Rita ahnen ließ. Rita war anhänglich und aufgeschlossen, jedermann war freundlich zu ihr, jedermann glaubte sie zu kennen. Aber worüber sie sich wirklich freute und woran sie wirklich litt, das zeigte sie keinem. Der junge Lehrer, der später in ihr Dorf kam, sah, daß sie oft einsam war. Er gab ihr Bücher und nahm sie auf seine Streifzüge in die Umgebung mit. Er wußte auch, was es sie kostete, die Schule zu verlassen und in dieses Büro zu gehen. Aber sie blieb starrsinnig bei ihrem Entschluß. Ihretwegen hatte die Mutter auf den Feldern und dann in der Textilfabrik gearbeitet. Da sie krank war, hatte nun ihre Tochter die Pflicht, für sie zu sorgen. »Sie werden's noch manchesmal schwer haben«, sagte der Lehrer. Er war wütend auf sie.

Rita war damals siebzehn Jahre alt. Starrsinn ist gut, wenn man gegen sich selbst angehen muß, aber ewig hält er nicht vor. Etwas anderes ist es, mutig einen unangenehmen

Entschluß zu fassen, ein Opfer, meinetwegen – etwas anderes, denn Tag für Tag in diesem engen Büro zu sitzen, allein (denn wieviel Angestellte brauchte schon so eine kleine ländliche Zweigstelle von einer großen Versicherung?); tagtäglich Zahlenreihen in endlose Listen zu schreiben und mit immer den gleichen Worten immer die gleichen säumigen Zahler an ihre Pflichten zu erinnern. Gelangweilt sah sie die Autos kommen, denen anleitende, lobende, tadelnde Männer für ihr Büro entstiegen – immer die gleichen. Gelangweilt sah sie sie wieder wegfahren.

Einst hatte der junge, blasse, begeisterte Lehrer ihre Ansprüche an das Leben bestärkt: Sie erwartete Außerordentliches, außerordentliche Freuden und Leiden, außerordentliche Geschehnisse und Erkenntnisse. Das ganze Land war in Unruhe und Aufbruchstimmung (das fiel ihr nicht auf, sie kannte es nicht anders); aber wo blieb einer, der ihr half, einen winzigen Teil dieses großen Stromes in ihr eigenes kleines, wichtiges Leben abzuleiten? Wer gab ihr die Kraft, einen bösen blinden Zufall zu korrigieren? – Schon bemerkte sie an sich mit Schrecken Zeichen der Gewöhnung an den einförmigen Ablauf ihrer Tage.

Wieder wurde Herbst. Zum drittenmal sollte sie zusehen, wie die Blätter von den zwei mächtigen Linden vor ihrem Bürofenster fielen. Manchmal schien ihr das Leben dieser Bäume vertrauter als ihr eigenes. Oft dachte sie: Niemals krieg ich von diesem Fenster aus noch was Neues zu sehen. In zehn Jahren hält das Postauto auch noch hier, Punkt zwölf Uhr mittags, dann werden meine Fingerspitzen staubtrocken, ich wasche mir die Hände, noch ehe ich weiß, daß ich essen gehen muß.

Tagsüber arbeitete Rita, abends las sie Romane, und ein Gefühl der Verlorenheit breitete sich in ihr aus.

Da traf sie Manfred, und auf einmal sah sie Sachen, die sie nie gesehen hatte. Dieses Jahr verloren die Bäume ihre Blätter in einem Feuerwerk von Farben, und das Postauto verspätete sich manchmal um schreckliche Minuten. Eine feste, zuverlässige Kette von Gedanken und Sehnsüchten

band sie wieder an das Leben. In dieser Zeit gab sie sich zufrieden, wenn sie Manfred wochenlang nicht sah. Sie kannte keine Langeweile mehr.

Dann schrieb er, Weihnachten werde er kommen. Rita erwartete ihn an der Bahn, obwohl er es sich verboten hatte.

»Ach«, sagte er. »Das braune Fräulein mit brauner Pelzmütze. Wie in einem russischen Roman.«

Sie gingen die paar Schritte bis zur Omnibushaltestelle und blieben vor einem Schaufenster stehen. Es zeigte sich: In Briefen kann man leicht »Sie« zueinander sagen und dabei doch ganz vertraut werden, weit weniger leicht aber in Wirklichkeit.

»Sehen Sie«, sagte er schließlich – und für eine Sekunde packte sie die Angst, sie könnte ihn schon jetzt, für immer, enttäuscht haben – »das hab ich vermeiden wollen. Im Schneematsch stehen, auf Gießkannen und Kinderbadewannen starren und nicht wissen, wie's weitergehen soll.«

»Wieso denn?« sagte Rita. Sie lernte wirklich rasend schnell, wenn sie mit ihm zusammen war. »Wir lassen den Roman einfach ablaufen.«

»Zum Beispiel?« fragte er gespannt.

»Zum Beispiel sagt die Heldin jetzt zum Helden: Komm, wir steigen in den blauen Bus ein, der da gerade um die Ecke biegt. Dann bring ich dich nach Hause, und du kommst mit mir zu meinen Leuten, die noch keine Ahnung haben, daß es dich gibt, und die dich kennenlernen müssen, damit sie dich zur Weihnachtsgans einladen können. Genug Handlung für einen Tag?«

In der Schaufensterscheibe begegnete sie seinem Blick. »Genug«, sagte er überrascht. »Übergenug. Das hast du gut gemacht...«

Sie lachten ein bißchen und stiegen dann in den blauen Bus ein, der vor der Schaufensterscheibe hielt, und sie brachte ihn zu seiner Kusine, und er begleitete sie zu ihren Leuten, die fast keine Ahnung hatten, daß es ihn gab, und die ihn minutenlang schweigend musterten. Sehr männ-

lich, dachte die Tante, aber zu alt für das Kind. Ein Chemiesektor, dachte die Mutter. Wenn er sie nimmt, hat sie ausgesorgt, und ich kann beruhigt sterben. Und beide sagten gleichzeitig: »Kommen Sie Weihnachten zum Gänsebraten?«

Wenn Rita heute daran denkt: Weihnachten in dem verschneiten Dörfchen – denn zu Heiligabend war Schnee gefallen, wie es sein muß – und sie gingen ganz still, Arm in Arm, die einsame Dorfstraße hinunter, dann fragt sie sich: Wann war es noch mal so? Wann kann es noch mal so sein? Die beiden Hälften der Erde paßten ganz genau ineinander, und auf der Nahtstelle spazierten sie, als wäre es nichts.

Vor ihrer Haustür zog Manfred einen schmalen silbernen Armreifen aus der Tasche und gab ihn ihr, ungeschickter, als er je einem Mädchen etwas geschenkt hatte. Rita hatte längst begriffen, daß ein für allemal sie die Geschicktere sein mußte. Sie zog ihre Hände aus den dicken Wollhandschuhen, die in den Schnee fielen, und legte sie an Manfreds kalte Wange. Er hielt ganz still und sah sie an. »Warm und weich und braun«, sagte er und blies ihr die Haare aus dem Gesicht. Das Blut schoß ihm in die Augen, er blickte weg.

»Sieh mich ruhig an«, sagte sie leise.

»So?« fragte er.

»So«, erwiderte Rita.

Sein Blick hatte sie getroffen wie ein Stoß. Den ganzen Abend lang mußte sie verbergen, daß ihre Hände zitterten, dann hatte er es doch gemerkt und lächelte, und sie verdachte ihm das Lächeln, obwohl sie ihn weiter und weiter ansehen mußte. Sie war ein wenig zu lebhaft, aber die Tante und die Mutter hatten nie erfahren oder längst vergessen, wie ein Mädchen beklemmende Liebe zu verbergen sucht. Sie sorgten sich um das Gelingen des Bratens.

Später hob man die Gläser und trank einander zu. »Auf Ihr Examen«, sagte die Mutter zu Manfred. »Daß alles

gutgeht.« – »Auf die lieben Eltern«, versuchte es die Tante. Sie hatte bis jetzt zu wenig von dem jungen Mann erfahren.

»Danke«, sagte er trocken. Rita könnte heute noch lachen über sein Gesicht. Er war damals neunundzwanzig Jahre alt und eignete sich ein für allemal nicht für den liebevollen Schwiegersohn. Er sagte: »Heut nacht hab ich geträumt, wir feiern zu Hause Weihnachten. Mein Vater, hab ich geträumt, hebt sein Glas und trinkt mir zu. Da hab ich – im Traum! – alle Teller und Gläser, die ich zu fassen kriegte, nacheinander an die Wand geschmissen.«

»Mußt du die Menschen so erschrecken?« fragte Rita ihn später an der Gartenpforte.

Er zuckte die Achseln. »Warum erschrecken sie?«

»Dein Vater...«

»Mein Vater ist ein deutscher Mann. Im ersten Krieg hat er durch den Verlust eines Auges für den zweiten vorgesorgt. So macht er's heute noch: Opfere ein Auge, behalt das Leben.«

»Du bist ungerecht.«

»Läßt er mich in Ruhe, laß ich ihn auch. Zutrinken darf er mir nicht mal im Traum. Warum wollen sie nicht wahrhaben, daß wir alle ohne Eltern aufgewachsen sind?«

Zu Neujahr waren sie in einer kleinen Herberge im nahen Vorgebirge. Sie fuhren nachmittags auf Skiern die sanftweißen Hänge ab, und abends feierten sie mit den anderen Herbergsbewohnern – alles junge Leute – den Anbruch dieses neuen Jahres: 1960.

Nachts waren sie allein.

Rita erfuhr, wie dieser spöttische kalte Mensch sich danach sehnte, unspöttisch und warm zu sein. Es überraschte sie nicht, und doch weinte sie etwas vor Erleichterung. Er wischte ihr brummelnd mit den Fingern die Augen trocken, sie trommelte mit den Fäusten auf seine Brust, erst sacht, dann wütend.

»Na«, sagte er leise, »was trommelt man?«